

Interview mit Nele Jahnke zur Frage „Was bedeutet eine inklusive Theaterhochschule?“

Das Interview fand am 29. März 2023 statt. Die Fragen stellte Maximilian Grosser.

Worin siehst du das künstlerische Potenzial von mixed abled Arbeitsweisen?

Nele Jahnke: Ich finde das einen irrsinnigen Möglichkeitsraum und einen künstlerischen Raum, wo ich ganz neu das Verhältnis von Intuition und Sprache, das Verhältnis von Körper und gesprochenem Wort, von Musikalität im Verhältnis zur Sprache neu ausloten kann. Und ich würde sagen, nach meinem Studium, ich war zum Teil sehr verkopft oder auch verängstigt, zum Teil, und hatte viel von so einer Intuition irgendwie verloren. Und ich würde sagen, ich habe viel davon wiedergewonnen. Ich will das gar nicht verkitschen oder so. Es gibt ja manchmal auch so ein verkitschtes Bild von Künstler*innen mit

kognitiver Beeinträchtigung: Die fühlen so oder sind so pur und direkt. Das würde ich jetzt so nicht unterschreiben. Aber ich glaube, was heißt manchmal tun und dann über das Getane reflektieren und sich nicht so eine Mauer an Reflektion aufbauen, bis man überhaupt ins Tun kommt. Weil dann gibt es, finde ich, gibt es schon auch Hemmungen und Verkopfungen, die nicht immer die Kraft der Kunst irgendwie bestärken. Wenn ich irgendwie Hamlet inszeniere und mir ist besonders wichtig, dass jemand ganz präzise den Text spricht, dann ergibt es nicht immer unbedingt, finde ich, Sinn oder Mehrwert, wenn das ein Kollege mit kognitiver Beeinträchtigung spielt, dessen Sprachvermögen - das ist ja bei denen auch unterschiedlich, um präzise zu sein - nicht so riesig ist oder das nicht seine größte künstlerische Stärke ist, weil dann habe ich das Gefühl, dann wird es so defizitorientiert. Alle anderen sprechen dann schneller, er ist dann der, der schafft leider den Text nicht so schnell. Oh, der stottert aber auch noch. Und jetzt hat er auch noch einen Satz vergessen. Und dann sind wir in einer Defizitorientiertheit. Und das hat mich nie interessiert. Ich sehe das immer als Möglichkeitsräume.

Du bist selbst eine nicht behinderte Künstlerin. Welches Spannungsverhältnis ergibt sich daraus in der Zusammenarbeit mit behinderten Künstler*innen?

Nele Jahnke: Es ist gar nicht so einfach zu beantworten, weil ich würde auch jeden der Künstler*innen mit Beeinträchtigung versuchen individuell anzugucken. Ich glaube, ich kann da nicht so eine pauschale Antwort drauf geben. Ich glaube, klar gibt es erst mal eine Reflexion, dass wir grundsätzlich andere strukturelle Voraussetzungen haben. Also, ich glaube, ich versuche sehr achtzugeben, dass ich nicht mein Tempo zum Beispiel über das Tempo der Künstler*innen mit Beeinträchtigungen lege. Es gibt sicherlich auch immer ein Aushandeln: Wie sprechen wir? Wie viel ist leichte Sprache? Aber es gibt auch Momente, wo ich merke, jetzt muss ich mal komplexer reden. Also was heißt auch die Parallelität der Sachen? Es gibt auch viele Arbeiten, wo ich ja so in Kooperation eigentlich arbeite, wie jetzt mit Julia Häusermanns Solo an den Kammerspielen, das ist eine geteilte Autor*innenschaft. Und dann geht es, glaube ich, manchmal darum, dass es gewisse Dinge gibt, da liegen dann vielleicht eher meine Stärken oder die sind für Julia – beziehungsweise Julia ist

jetzt Frank – komplizierter, wie Zeit, also Zeiteinteilung oder Geld oder so, das ist zu abstrakt. So, und dann sind das vielleicht eher Sachen, die ich übernehme. Und es gibt andere Sachen, wo Frank mich eigentlich entlasten kann. Also wenn ich zu verkopft bin oder wenn ich zu viel Stress kriege, weil ich denke irgendetwas muss fertig werden und so ein bisschen zu rastlos oder atemlos werde. Ich glaube, das sind auch Versuche der gegenseitigen Ergänzung. Das setzt aber voraus, dass man sich natürlich ein bisschen kennt. Deswegen würde ich sehr individuell, glaube ich, immer angucken.

Du hast an der HfS Ernst Busch einen mixed abled Workshop geleitet. Was war dein Versuch?

Nele Jahnke: Ich würde sagen, erst einmal habe ich versucht, einen Raum zu schaffen, wo man sich erst mal begegnet, durch sehr simple Spiele eigentlich, um da gegenseitig Mut zu einer gewissen Peinlichkeit und Verletzlichkeit erst mal zu haben und einfach mal so zu machen und gewisse Dinge zu tun, wo alle erst mal nur ein bisschen scheitern können, wie am Anfang ein Kennenlern-, Namensspiel, wo alle irgendwann so viel

gleichzeitige Sachen zu tun haben, dass eh nur alle scheitern können. Und ich finde, gemeinsames Scheitern erzeugt auch immer irgendwie so eine Großzügigkeit. Meine Erfahrung ist, dass das manchmal so ein Stress wegfallen lässt, dass es nicht so um dieses Beweisen geht oder auch so ein kritisches 'Häh'. Ich fand es jetzt aber auch super, wie alle mitgemacht haben. Also nicht durch kritisches 'Häh': Was bringt mir das jetzt? Eigentlich zu sagen: Wie schaffen wir erst mal einen Raum, wo eingeladen wird? Und ich habe dann versucht, eigentlich erst mal Sachen – das sind zum Teil sehr einfache Theaterübungen, die würde man im nächsten Schritt dann vertiefen oder präziser machen oder so – zu sagen, wie kommen wir wirklich erst mal ins Spiel miteinander, indem wir relativ einfache Übungen machen, die den Vorteil haben, dass sie erstmal Spielregeln haben, die alle verstehen können und die ein bisschen strukturieren. Und auch immer wieder Übungen zu machen, wo nicht Sprache der Hauptanteil ist. Weil ich finde, bei Impros verlabert es sich dann wahnsinnig schnell. Manchmal stärkt das halt die Nicht-Beeinträchtigten. Manchmal gibt es dadurch auch eine Ungleichheit, finde ich.

Was bedeutet für dich eine inklusive Theaterlehre?

Nele Jahnke: Ich glaube, man muss sich unterhalten darüber, was für ästhetische Maßstäbe setzen wir an. Wir müssen ... es muss überprüft werden, von welchem Körper gehen wir aus, von welchem Sprechen? Und dementsprechend, welche Werkzeuge legen wir an? Ich fände ja jetzt nicht das Ziel, dass alle am Ende gleich sprechen und es sich an den Nichtbeeinträchtigten, die auch noch mal alle unterschiedlich sind, orientiert. Das wäre immer so ein bisschen meine Sorge. Ich glaube, das Tempo muss runtergenommen werden. Nicht immer, aber punktuell. Es müssen Dozent*innen mit Wissen in dem Bereich und auch Dozent*innen, die beeinträchtigt sind, in die Lehre kommen. Und das, glaube ich, ist ein total wichtiger Punkt. Es müssen andere Gelder aufgebracht werden. Es muss auch über Begleitsysteme gesprochen werden. Das ganze Anmeldeverfahren muss, glaube ich, noch mal anders werden. Ich glaube, es muss sich relativ viel in den Strukturen ändern. Und das ist harte Arbeit.